

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der tolle Bomberg.*)

Von Josef Windler.

Die Kußepidemie oder praktisches Christentum.

In früherer Zeit zogen viele westfälische Bauernjungen als Pötker, das heißt Kiepenkerle, über die Grenze nach Holland oder Hofstein. Man nannte sie Tödden, Zugvögel. Manche brachten es zu großen Kaufmannshäusern und saßen jetzt däftig und breit zu Amsterdam auf der Kalwerstraat. Die Brenningmeier, die Bosh, die Beek und Kloppenburg sind solche ehemaligen Pötker.

Kamen diese Tödden in der Vakanz nun heim zu ihren Familien, die meist auf den Dörfern wohnen blieben, so spielten sie den dicken Bilm, ritten und fischten, tranken, schwadronierten und schütteten die Gulden und Dubbelkes wie Flöhe aus dem Sack. Auch wußten sie mit Fingigkeit sich um die Steuern zu drücken. Ergo waren sie nicht beliebt, wie schon der Holländer als feister Myrtheer seit je vom Westfalen herzlich verachtet wurde. Der Holländer rächte sich und nannte den Deutschen „Ruff“. Ueber die Entstehung dieses Schimpfwortes sind sich beide Grenzvölker noch nicht einig geworden.

Nun wohnte ein Tödde als Nachbar des Barons, und jene Abneigung übertrug sich auf beide Teile. Schließlich haßten sie einander, daß der Tödde mit braunfärbigen Lakeln die Haustür zu knalle, wenn der Baron nur fern vorüberritt, und dieser seinerseits schrie ihm aus dem Sattel durchs Fenster: „Du baselig Siffemännken!“, obwohl keiner von beiden den eigentlichen Grund dieses Haßes kannte.

Der Baron hatte schon durch einen Mittelsmann versucht, den Tödden einfach aufzukaufen, war aber abgeblüht. Der Tödde erwarb vielmehr noch das Lannenwäldchen hinterm Garten dazu und umfriedete seine ganze Siedlung mit einem grünen Latenzaun. Ja, er hatte die Dreifigkeit, eine wallende, knatternde Fahne bei je weiliger höchst persönlicher Anwesenheit wie ein regierender Fürst hochzuziehen. Da er zu Amsterdam ein Konfektionsgeschäft betrieb, ließ der Baron zum Hohn nachts eine alte Hofe an die Fahnenstange hängen.

Dafür strüpfte dieser ihm gewilderte Hasenschwänze an die Schloßpforte.

Die Kinder, hintern Zaun versteckt, riefen: „Cousin, Cousin!“ denn so hießen die Zirkusnarren.

Dachs ging auf eigene Faust los und band im Dunkeln der Frau des Tödden die Rüste überm Kopf zusammen — daß sie studdernd stundenlang irrleif und mitten im Dorf als Berrückte landete.

Der Tödde warf dem Baron eine faule Rahe durchs Fenster auf die Tafel.

Niemand sah den jeweiligen Uebelthäter, und doch wußten beide Parteien, wer die Knoten in den Fäden schlug.

Der Baron ließ ihm sämtliche Fenstercheiben schwarz streichen.

Da fing der Tödde ihm die Gänse weg. Wer sollte es sonst sein? Es roch tagelang sehr lecker aus dessen Küche. Der Haß ward groß wie der Züder See.

Nun kam Mission ins Dorf. Der Vater weiterrte gegen Feindschaft und Haß und rief: „Christus gab sogar Judas den Liebestuß!“

Sofort erhob sich der Baron vor der ganzen Gemeinde und küßte den Tödden.

Am folgenden Tag ging er offen in das Haus hinein. Der Tödde sprang verbiesfert vom Sofa, als blieb ihm ein Kabelaum im Halse stecken. „Nieber Bruder!“ schon umarmte ihm Bomberg und küßte ihn gewaltig ab. Bei dieser Szene trat die Frau ins Haus, und der Baron stürmte mit ausgebreiteten Armen auf sie los, die durch den Flur davon, er hinter ihr her: „Schwester! Schwester!“ und kriegte sie im Garten ans Schlafkütchen und schmagte sie ab.

Schon war Dachs gefolgt und küßte gerade in der Stube den Chemann.

*) Einige Anekdoten aus dem „Tollen Bomberg“, westfälischer Schelmenroman von Josef Windler (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Der tolle Baron von Bomberg lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts als der westfälische Guldenpiegel; seine Streiche und Abenteuer sind noch heute in ganz Westdeutschland in aller Munde wahres Legendengut des Volkes geworden. Windler hat das umfangreiche Material gesammelt und zum erstenmal zu einem Lebensbilde abgerundet.

Abends brachte eine Musikkapelle ein Ständchen. Der Baron erschien in Gehrock und Zylinder und feierte vor den Versammelten die Liebe. Dann küßte er das widerstandslose Ehepaar unter der Haustür.

Wo Dachs den Mann oder die Frau sah, stürzte er zum Küßen herbei. Wo der Baron sie sah, stieg er vom Wagen und umarmte beide. Die Bauernburschen machten sich schon den Scherz und küßten das Dienstmädchen, so oft es sich nur blicken ließ.

Bald stürzten die Dorftrangen über die stüchtenden Töddenkinder und küßten sie. Alle Schitane gegen den Myrtheer entlud sich im Kuß. Ohnmächtig erlagen sie der allgemeinen Böherei:

Küsse, Küsse, Küsse!

Der Tödde verkaufte Haus und Hof und floh wieder ins Tupten- und Käseland.

„Meine Herren: die Lerschel!“

Wohl wenige wissen, woher die Redensart kommt: „Meine Herren: die Lerschel!“ — Der Antisemit Stöder gehörte zu den deutschen Sieben, die den Juden nicht liebten, und hielt in Münster nach der großen Judenrede in der Sitzung des Preussischen Abgeordnetenhauses vom 22. November 1880 eine Brandrede. Er fuhr die fossilsten Geschülze auf: die Juden bekämen heimlich Steine in die Särge, um nach dem Tode, falls sie Christen begegneten, sie bombardieren zu können. Wer einmal im Leben eine Jüdin geküßt hätte, sei im Blute verdorben, denn das jüdische Gift bringe sofort durch die Poren ein! Schade! heiße Teufel und sei deshalb der Gott Abrahams! Der Meineid würde von seiner Sippe bis heute als Religion gefordert, zu Ritualgebräuchen verpflichtet, die einen Christen schaudert, auszusprechen! „Der internationale Mädchenhandel ist ihre Domäne! Versippt über alle Länder, zehren sie den Völkern das Blut aus! Die Presse, die Kunst wird von ihnen beherrscht, die Wissenschaft ist schon halb erobert! Die Landwirtschaft seufzt nach Befreiung von jüdischen Viehhändlern, die städtische Kaufmannschaft von ihrer unfauberen Konkurrenz! Man glaubt, die Juden zu kennen, weiß man ihre Bärte gesehen,“ spottet Heine, aber man kennt sie nicht, sie sind ein wandelndes Geheimnis!“ „Und“ — der Redner hob die Fäuste — „schlafen wir denn alle noch? Wer besitzt die erste Stimme, die uns weckt?“

Da erscholl die tiefe Grabesstimme Bombergs aus der hintersten Saalecke: „Meine Herren: die Lerschel!“

Als ungeladener Leidtragender.

Der Adel mied ihn mehr und mehr. Bei Laufen, silbernen Hochzeiten, schließlich sogar bei Begräbnissen übergang man ihn wie freßend Feuer. „Wir wollen auch ihre Scheinheiligkeit züchtigen!“ sagte er zu Dachs.

Eine uralte Gräfin war gestorben, und der antierende evangelische Geistliche hielt die öffentliche Beileidsrede vor der schwarz drapierten Gleichgültigkeit. Der einfältigen alten Schachtel, ohne nähere Verwandtschaft, gaben alle aus bloßer Konvention das Geleite; der ganze Hochadel umstand vor zuckelnder Menge mit Aplomb und Trauermiene die Gruft.

Plötzlich schluchzte jemand tief auf. Man reakte verwunderte Häße. Der Pfarrer hub besriedigt die Stimme, und jetzt erkannten sie erst Bomberg, der ein Tuch vor die Augen führte. Je weiter die Salbaderien gingen, desto heftiger schluchzte er auf. Verwundrung, Argwohn der Versammlung wandelte sich zu Efferterie, doch vermochte niemand dem Pfarrer einen Wint zu geben oder diesen brüsterenden Ausbruch des Schmerzes zu hindern. Der Pfarrer hingegen glaubte einen Verwandten oder Freund zu sehen und kostete wenigstens diesen einen Triumph in gesteigerter Suada aus. Aber sieh! — schon begann ein zweiter voll Ergriffenheit, der Baron fing den Taumelnden auf, denn in diesem Moment begann Dachs in gelben Stulpen und blauer Livree zu heulen, und der Baron tröstete ihn, heftig die von Zwiebeln tröpfelnden Augen ihm wischend. Doch Dachs war nicht mehr zu beruhigen: „O Gott! O Gott! O Gott!“

Der Pfarrer zog jetzt alle Register.

Die hohe Versammlung litt machtlos ihre offene Verfüßlage. Es lag keine Handhabe vor, aus ihrer zum Verstein geschwollenen Erregung gegen zwei Leidtragende einzuschreiten, die nur den Worten des Pfarrers gemäß „von Schmerz zerrissen dem unermeßlichen Jammer um die teure Verblüthene sich hingeben —“

Dann traten Dachs und der Baron ordnungsmäßig an die Gruft und warfen noch drei Schippen Sand herab.

Loblied der Sonnenblume.

Von Alwin Rath.

Wo sich von Gogh in der alles überglutenden Farbe weit ausgebreiteter Lupinenfelder austobt oder in strahlenden Sonnenblumengloriosen schwelgt, da wölge ich mich mit in diesem Prachtglutengold der Sonne.

Wie zart, wie weich aber klingt diesen starken, vom Saftgrün und Chromgelb der Sonnenblume strogenden Widern gegenüber das „Bild“ eines anderen Künstlers: „Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen.“ Walt Mörike, eigenartig, erst frapperend, und doch so großartig. Sonst wissen die Künstler vom Wort nicht recht mit der prangenden Blumenriesin fertig zu werden. Man begegnet ihr selten in der Klausur der Poeten. Eher in der Glasstube der Dekorateurs, hinter glitzernden Schaufenstern.

Ein anderer Künstler der Wirklichkeit aber versteht sich mit der Sonnenblume direkt häuslich und sommerlich lustig einzurichten, der „Berliner Agrarier“. Mit Vorliebe und auch mit Geschmack bisweilen pflanzt der Laubenkolonist in seinem Landgütlein die Hochschaffige, diese Sonne unter den Blumen, die beim Herannahen des Herbstes mit ihren kolossalen gelben Blumenfeldern dem von Wind und Wetter mitgenommenen Sommerheim eine leichte freudige Traulichkeit gibt und mit ihren ungeheuren Blättern die Häßlichkeit der oft geradezu teerpappenen „Erholungsstätten“ angenehm tapeziert!

Als der Mensch noch in einem mühselig ausgebrannten und ausgeschürften Einbaum sich über die Flüsse wagte, hatte der Lebensgeist in dem kleinen chlorophyllgrünen Zellchen, das sich in dem Kieselpanzer der Alge vermauert, bereits das Prinzip der Müngstener Brücke, überhaupt jedes modernen Brückenbauwerks „erfunden“. In jedem unters Mikroskop gebrachten Wassertropfen unserer Tümpel kann man noch heute solche winzige Diatomeen, Kieselalgen, hinschießen sehen. Bald kugelig, bald sichelförmig, bald wie ein zierliches Boot anzuschauen.

Bei allen aber ist in wunderbarer Regelmäßigkeit der Ausföhrung, so daß jedes der Keinen Kieselkorn wie ein minutiöses Kunstwerk wirkt, aus den zarten Wandungen Material herausgepart. Unwillkürlich denkt man an die kunstvollen Durchbrechungen gotischer Bauwerke, wie des Rathauses zu Münster, und an das kostbare Arabeskenwerk in den Tempeltüren arabischer Moscheen. Und an die Müngstener Brücke! Denn hier ist schon die modernste Wissenschaft des heutigen Ingenieurs tätig gewesen, die bei Eisenbauten oder überhaupt, wo größte Sparsamkeit im Materialverbrauch notwendig ist, nur „die Drucklinien massiv herstellt und die Füllungen leer läßt“.

Dies Kunststück im Bau des Hauses hat auch die Sonnenblume mit der Zeit herausgeklügelt. Sie, diese Hochragende und doch so schlanke, die unter jedem Windhauch pendelt, unterm Sturm bis zur Erde geschleudert, doch wieder elastisch und lebenszäh aufsteht, sie hat in ihrem Innern, in diesem schmalen Schaft ihres Stengels ein Konstruktionsgerüst von solcher Zähigkeit, solcher Leichtigkeit und solcher Federkraft sich erbaut, daß dagegen die Müngstener Brücke oder der Eifelturm Stümperwerk bleiben. Dieser immerhin dreihundert Meter hohe, sollte er unter einem Taifun in ein Pendeln, ein Schleudern kommen, daß ihn fast die Seine bespritzt, wie würde es ihm ergehen? Würde er wieder aufspringen wie das gelbe Riesenkind, die Peruanerin, die doch neben ihm eine Zwergin, ein Grashalm ist?

In seinem Halm hat es den Eifelturm in kleinem, aber um so zäherem und festerem Maße federleicht aufgebaut. Zwischen die das grüne Leben strömende Protoplasma, in dies grüne Lebensmark der Pflanzen steigen zahllose zähe lastische Säulen aus fast reiner Zellulose auf. Säulen! Röhren! Was bricht schwerer als eine Röhre?

Diese zahllosen Röhren aber schließen sich gleich unter der Oberhaut des Schaftes ringsum sozusagen zu einem einzigen Rohr zusammen, das als „Stollenschmstruktur“ die Widerstandsfähigkeit der Sonnenblume gegen die auf sie ansturmenden Stürme bedingt.

Der bald weiße, bald schwarze Samen ist nicht nur ein gutes Mittel, um der „süßen Vora“ die Langeweile des Käfigstumpffinns erträglicher zu machen. Im Kriege haben wir ganze Sonnenblumenwälder an den rollenden Zügen vorbeischieben sehen.

Aber auch früher war schon ein gut Teil des „Olivens“ aus dem Keller der peruanischen Emigrantin geflossen. Hellgelb, hat das Öl der Sonnenblume einen sehr angenehmen, mandelartigen Geschmack und eignet sich prächtig zu jenen Fälschermanipulationen.

Was für ein gutes Ruckviech die Peruanerin doch ist! Sie macht uns nicht nur die Augen blank mit ihrer Blühpacht, sie macht uns auch von oben bis unten blank, wenn's sein muß, und läßt sich geduldig in der höllischen Aekhlauge des Sodasteins, im Brühkessel zu Seife kochen; läßt Firnis gar aus sich schmoren und bietet noch mit ihren nackten Wurzelknollen dem Geschmack der Südländer ein eigenartiges Mahl. Welche Schmausereien aber hat sie schon vorher, als sie den Strahlenkranz ihrer Sonne eben entfaltet, den Liebesmüllern der Blüten geboten, denen zu Liebe, um sich ihnen möglichst auffällig zu machen, sie dieses kolossale Konglomerat von Blüten bildete. Und doch hätte sie diese und ihre Fremdbestäubung nicht nötig, da auf ihr die benachbarten Blüten bald ein zartes Verhältnis anknüpfen, das in einem Dauerkuß ihrer Narben ausklingt. Nicht nur im Frosch, auch im Sonnenblumenteller kann man im Geschichtsalender der Liebe und des Lebens blättern.

Eine Hölle zu verkaufen.

Von dem gewaltigen, mehr als 4000 Inseln und Inselchen umfassenden ostsibirischen Archipel, der das japanische Kaiserreich bildet, ist nur noch ein verhältnismäßig unbedeutender Teil, die Nordhälfte der Insel Sachalin, in russischem Besitz. Jetzt hat Japan der Sowjetregierung den Vorschlag gemacht, ihm auch den Nordteil von Sachalin gegen eine Zahlung von 150 Millionen Yen käuflich abzutreten. Da der Vertreter der Sowjetregierung jedoch die Kleinigkeit von 1 Milliarde Goldrubel dafür verlangt hat, so haben sich die Verhandlungen einstweilen zerklüftet. Aber früher oder später werden die beiden Kontrahenten sicherlich irgendwie auf der mittleren Linie zusammenkommen. Denn Rußland wird sich sagen müssen, daß es seinen Anteil an der Insel Sachalin auf die Dauer doch nicht halten können, wenn die Japaner ihn unbedingt haben wollen. Zudem kann Rußland Sachalin sehr gut entbehren, da es in Sibirien alles das, was es auf Sachalin zu holen gibt, unendlich viel reicher hat. Den Südteil der Insel bis zum 50. Grad nördlicher Breite hat Rußland im Frieden von Portsmouth an Japan abtreten müssen.

Man darf wohl ohne weiteres annehmen, daß sich das heutige Rußland sehr gern von Sachalin trennen wird, aber natürlich kann man es der Regierung in Moskau nicht verdenken, daß sie, die so nötig Geld braucht, mit dem Rest der Insel ein möglichst gutes Geschäft zu machen trachtet. Vor allem sind für das Rußland von heute all zu üble Erinnerungen mit Sachalin verknüpft; denn dort haben sich unter dem zaristischen Rußland die gefährlichsten Strafkolonien für politische Verbrecher befunden, und lange Zeit hindurch war Sachalin eine Hölle auf Erden, in der vermutlich mancher von denen geschmachtet hat, die heute das ehemalige Zarenreich regieren. Bei der Abgegebenheit der Insel, die zeitweilig fast nur mit Sträflingen besiedelt war, kamen verhältnismäßig selten Schilberungen über das Leben der Sträflinge nach Europa; aber was gelegentlich von entkommenen Gefangenen über die Leiden der Häftlinge in den Strafkolonien berichtet wurde, war grauerregend. Und die Flucht war, solange die ganze Insel russisch war, völlig unmöglich. Erst nach 1905 gelang es hier und da einem Sträfling, über die japanische Grenze zu entkommen.

Die gesamte Urbevölkerung von Sachalin zählt nur etwa 4000 Köpfe; es sind teils Gilyaken und Aino, teils Drotchen und Tungusen. Die Russen gründeten zuerst im Jahre 1857 den Post Dui an der Westküste in dem noch jetzt russischen Nordteil. Aber erst im Jahre 1880 begann die systematische Verschickung zuerst von gemeinen, dann auch von politischen Verbrechern. Die Gesamtbevölkerung betrug am Ende der russischen Herrschaft über die ganze Insel etwa 28 000 Köpfe, darunter nur ein Viertel Frauen. Seither dürfte, da beim Ausbruch der russischen Revolution alle Gefangenen freigelassen worden sind, der Nordteil nur noch eine ganz geringe Einwohnerzahl haben, wogegen die südliche Hälfte der Insel, der japanische Besitz, sicherlich schon eine nach hunderttausende zählende Bevölkerung hat; denn die Japaner verstehen mit großem Geschick zu kolonisieren.

Warum wollen die Japaner nun auch noch den unwirtschaftlichen Nordteil von Sachalin haben? Zunächst natürlich aus Prestigegründen; dann aber auch wegen der dort vorhandenen wirtschaftlichen Werte. So gibt es bei Dui an der Westküste Kohlen, ebenso im Innern und an der Ostküste. Besonders wertvoll ist der Norden aber durch seine ergiebigen Naphthaquellen, die das seefahrende Japan ebenso gut gebrauchen kann, wie die Kohle. Außerdem hat Nord Sachalin wertvolle Pelztiere; auch der Zobel kommt dort noch vor. Ein paar hundert Millionen Yen ist das nördliche Sachalin also schon wert, zumal, da die im Norden noch wenig durchforschte Insel möglicherweise noch andere Naturschätze in ihren Bergen verbirgt. Landwirtschaftlich ist allerdings in dem rauhen Lande nicht viel zu holen. Denn das Klima ist sehr rau und wird nur an der Süd- und Westküste durch die warmen Meeresströmungen gemildert. Im Winter herrschen heftige Stürme, im Sommer kalte dicke Nebel. Die Vegetation gleicht der Nord-Sibiriens: Tundren und Urwald aus Nadelhölzern nehmen weite Gebiete ein. An wilden Tieren gibt es Bären, Füchse, Mochustiere, Renntiere, Seeottern und besonders zahlreich Zobel. Auch der sibirische Tiger überschreitet im Winter gelegentlich die gefrorene Meerenge zwischen Sachalin und dem sibirischen Festland. Das verbreitetste Haustier ist der Hund, der meist als Jagdtier dienen muß, da Pferde und Rinder nicht heimisch sind und erst von den Russen und Japanern eingeführt wurden. Die neue japanische Bevölkerung im Süden widmet sich hauptsächlich dem Fischfang im Ochotskischen Meer, der sehr ergiebig ist.

Schon vor 1905 war Japan einmal, 20 Jahre hindurch, Mitbesitzer von Sachalin gewesen. Aber im Jahre 1875 hatte es keine Ansprüche gegen die Ueberlassung der Inselkette der Kurilen an Rußland ausgegeben. Sachalin ist übrigens seiner Ausdehnung nach ein recht ansehnliches Gebiet. Der Gesamtumfang beträgt etwas über 75 000 Quadratkilometer. Das ist fünfmal so viel wie der Flächenraum des Freistaats Sachsen. Wie die Kurilen im Südosten, so sperrt Sachalin im Südwesten den Eingang ins Ochotskische Meer; von der sibirischen Küstenprovinz, dem Amurgebiet, wird die Insel durch die Tatarsenstraße getrennt, die an der schmalsten Stelle nur 10 Kilometer breit ist. Sie ist allwintertlich Monate hindurch fest gefroren; denn Temperaturen von 30 bis 40 Grad unter Null sind in dieser unwirtlichen Zone keine Seltenheit. Und wenn Sachalin seit dem Ende der zaristischen Herrschaft auch nicht mehr im früheren Sinne eine Hölle ist — ein Paradies wird es auch unter den Japanern nicht werden; dafür ist das Klima zu rau.

Sonnenbad im bayerischen Ried.

Von Hermann Horn.

Ich bin eben aus dem Wasser gestiegen, das träge neben der reizenden Donau treibt, und sehe zu, wie die Sonne durch einen Weidenbaum hindurch einen Tropfen nach dem anderen von der glänzenden Haut leckt.

Die Brücke, auf der ich liege, haben die Bauern selbst gemacht. Eingeramte Balken und viereckig beschnittene Hölzer querübergelegt, daß sie unregelmäßig an den Rändern herausstehen. So eine ähnliche schwingt sich wie auf Stelzen stehend weiter drüben über den großen Fluß. Sie sieht aus, als ob Japaner sie gemacht hätten, aber die Landbewohner haben sicher keine solchen Vorbilder gehabt.

Alles ist grün ringsum. Hier zur Seite ein Meer von Rohr, aus dem die Sumpfvögel flöten und kreischen, dort Wiesen und Felder, in denen Störche spazieren gehen.

Vom Grün und dem blauen Himmel ist man erquickend gesättigt. Mitunter verliert sich das Auge an weißen ersalternden Wölkchen.

Wenn eine Fliege oder Bremse der Schlagenden Hand erliegen ist und ins Wasser fällt, schießen die Fische danach. Trefflicher wie die Vögel, die zeitweise aufflattern und sich aus der Luft die fliegenden Insekten holen.

Ettliche Grillen zirpen, und in der Luft rauscht wie ein gespannter Bogen, summend und dröhnend der Flügelschlag der abstürzenden Bekassinen.

Was hier alles lebt und summt — —!

Stahlblaue Libellen krümmen ihre schlanken Leiber über dem Wasser, und da steht eine große, dickköpfige Wasserjungfrau. Man ahnt ihr Flügelpaar nur gleich tausenden Propellern. Der smaragdgrüne Kopf und der schlanke Leib, von den unsichtbaren Flügeln umstrahlt, schwebt still in der Luft; jeht schnell sie erschreckt ein, zweimal, in unbegreiflich von Nervenströmen bestimmten Bogen seitwärts und schießt nach einem Stillstand plötzlich pfeilschnell wie eine Forelle unter der Brücke fort. Eine andere gerät ins Rohr, man hört ihre Propeller laut anschlagen, vielleicht brechen sie, da treibt sie schon das Wasser entlang. Kleine Fische schnappen an dem Wunderwerk ihres Körpers umher, bis ein großes Maul auftaucht und sie in die dunkle Tiefe zieht, aus der Blasen aufsteigen.

Wenn ich mich zurücklege und nach vorn blinzele, schwankt ein Busch Gräser vor meinen Augen. Die Abstände der einzelnen Halme sind von der Natur so wunderbar bemessen, das neigt sich zueinander, strebt auseinander, scheint im blauen Himmel zu stehen, daß man immer wieder vom Anblick kostet und große Augen macht.

Biege ich den Kopf völlig zurück, so sehe ich kergengerade in den Himmel. Das ist etwas ganz anderes, wenn man schräg oder im Gehen aufschaut. Auf einmal schaut man in die Unendlichkeit, man dringt nicht in sie ein, sie kommt zu einem. Ueber die kleinen grünlischen und weißen Dünste scheint das Blau des Hethers, umfaßt einen ungeheimm, ist nun zu tiefst im Innern, durchdrängt es, kehrt zurück und schafft selbstvergessene Wechselwirkung zwischen mir und der Weigheit des Himmels.

So liege ich sanft, von der durch den grünen Weidenbaum lächelnden Sonne umstrahlt, vom Himmel erfüllt und brauche den Ewigen gar nicht zu sehen. Wenn ich auch die Augen schließe, ist er in mir.

Und wie ich die Lider fallen lasse, kommt auch der süßeste Schummer über mich.

Kühle Schauer wecken mich, ich weiß nicht, nach welcher Zeit, und ich stütze mich auf die Hände. Die Sonne ist von einer stahtschimmernden, dunkel aufgetürmten Wolke verdeckt.

An mir vorüber zieht ein Fuhrwerk mit honigduftendem Klee. Die Leiber der Kühe leuchten hell, und einem Mädchen daneben weht das Röschchen hoch, und man sieht zartes, gerundetes Fleisch von Kinderbeinen, von der Sonne bräunlich gebrannt.

Aber mich quält nun tief im Innern Trauer.

Als höbe ich die Hand schüßend gegen etwas Furchtbares, das in mich eindringt und dem ich wehrlos ausgeliefert bin. Es öffnet sich etwas in mir, teilt mich, und auf einmal hab ich's mit einem Seufzer überwunden und sehe mich, selber lächelnd über das Bild, auf einer Straße unter blühenden Linden gehen. Mein Kopf ist tief gebeugt, und es arbeitet wild und scharf in mir.

Es war das letztermal gewesen, wo ich dem Ansturm begegnet bin, den ich seit damals immer wieder überwunden habe, indem ich ihn bloß in mir durchlebe und nicht gegen die Außenwelt gestellt habe.

Manchmal war der Wille geschlossen vorwärts gestürmt, hatte mich fernab von allem Glück, von der Ruhe getragen. Damals hatte ich wieder solchen Weg mit geschlossenem Bissier weitergehen wollen, und hatte klar und deutlich gefühlt, wie es mich mehr kosten als mir geben werde, und hatte von jenem Tage die lächelnde Ergebenheit und die Hingabe an das Schauen gelernt, und die Freude an der inneren Beweglichkeit, wodon ich mich allzu oft getrennt hatte.

Ich ziehe mich an, die Kleider tragen noch die Wärme der Sonne in sich, und an einem Quell steht ein alter Bauer, den ich kenne, und hat seine Kühe mit den Weinen ins Wasser gestellt.

Der Alte seufzt.

„Kommt ein Wetter?“

Die beiden Tiere haben traurige Augen. Alle Kühe, die man hier sieht, haben so traurige Augen. Vielleicht haben die schweren Wagen, die sie hier seit Generationen ziehen müssen, sie allmählich niedergedrückt.

Vielleicht bilde ich mir's auch nur ein, und weil ich mich selbst so wohl und frei fühle, sehe ich die Qual der geknechteten und ihrem eigentlichen Leben entfremdeten Kreatur stärker denn früher.

Und dennoch empfinde ich mit Freuden, wie ich von Sonne, Himmel und Grün der Erde gesättigt nach Hause gehe.

Hochseefischerei.

Im Verlauf des letzten Jahrzehntes ist der Verbrauch an Seefischen besonders im Binnenlande gewaltig gestiegen. Um diesen Bedarf zu decken, schwimmen Hunderte von Fischereifahrzeugen dauernd draußen auf der Nordsee und bergen die unermesslichen Schätze des Meeres. Eine wirklich ausreichende Versorgung mit Seefischen wurde erst möglich, als die Fischerei von den Esegelfahrzeugen loskam und mit Hilfe besonderer, für die Fischerei eingerichteter Dampfer auch die küstfernen Fischgründe der westlichen und nördlichen Nordsee bis nach Island hinauf ausbeuten konnte.

Diese Fischdampfer sind kleine Fahrzeuge von ungefähr 35 Meter Länge und 6 Meter Breite. Vorn am Bug befindet sich der Wohnraum der Matrosen und Heizer, unter dem Vorderdeck Eisraum und Fischraum. Die Mitte des Schiffes wird vom Maschinenraum eingenommen, und unter dem Hinterdeck liegen die Räume für Kapitän, Steuerleute, Maschinisten und Koch. Vor dem Dache des Maschinenraumes erhebt sich der Aufbau der Kommandobrücke, deren unteres Stockwerk als Küche zum Trankochen aus den Lebern der Fische dient. Vor der Brücke schließlich steht eine große Dampfwinde zum Aufziehen und Hinablassen des Netzes.

Ist der Dampfer in seinem Fanggebiet angelangt, das je nach Jahreszeit und Wetter für die einzelnen Fischarten verschieden liegt, so wird das Netz klar gemacht. An jeder Bordwand befindet sich vorn und hinten ein „Galgen“, eine starke, verkehrt U-förmig gebogene T-Eisenschiene, in deren Biegung eine Rolle befestigt ist, über welche die von der Winde herkommenden Stahltäue laufen. Die beiden Stahltrossen, an welchen das Netz hängt, laufen immer nur über die Galgen einer Bordseite. Um nun das auf den Meeresgrund hinabgelassene Netz auch wirklich im Wasser mit größtmöglicher Deffnung aufgespannt zu halten, sind die sogenannten Scherbretter angebracht. Das sind große, mit Eisenschienen beschlagene Bretter, an denen die Zugtaue an einer Kettenwage befestigt sind, wie die Leine an einem Drachen. Zwischen diesen Scherbrettern ist das Netz aufgespannt. Durch die Fahrt des Schiffes wird auf die Bretter ein Wasserdruck ausgeübt und dieser hält die Bretter aufrecht im Wasser wie der Wind den Drachen in der Luft, so daß sie nicht platt auf dem Boden liegen. Durch die besondere Befestigungsart des Zugtaues wird außerdem erreicht, daß die Bretter nach beiden Seiten nach außen gebrängt werden, so daß das Netz zwischen ihnen immer aufgespannt bleibt. Der obere Teil, das Dach des Netzes, reicht weiter nach vorn als der Boden; daher werden aufgeschuchte Fische, die nach oben ausweichen wollen zurückgehalten und unweigerlich in den im Ende befindlichen Beutel, den „Steert“ des Netzes, hineingetrieben.

Ist das Netz eine bestimmte Zeit, die sich ganz nach dem Fischreichtum richtet, über den Meeresgrund dahingezogen worden, so wird „gehievt“, d. h. das Netz wird emporgewunden, bis die Laue vollständig auf die Windentrommeln aufgelaufen sind und die Scherbretter mit Donnerkrachen an die Galgen schlagen. Nun sieht man draußen auf dem Wasser einen hellen Fleck auftauchen; es ist die Stelle, wo der Steert, der durch die in ihm zusammengepreßten Fischleiber etwas Auftrieb erhalten hat, an der Oberfläche erscheint. Darauf achtet der Fischer natürlich besonders; denn je nachdem der Steert langsam oder schnell erscheint, kann man auf einen guten oder schlechten Fang rechnen.

Sobald die Scherbretter bis an den Galgen herangewunden sind, fassen alle Mann in die Maschen des Netzes und ziehen den Beutel bis dicht an die Bordwand heran; mittels einer Schlinge wird dann der Steert hochgewunden, bis er über das Vorderdeck zu hängen kommt. Der erste Steuermann hat nun die weniger angenehme Aufgabe, unter den triefenden Beutel zu kriechen und ihn am Hintergrunde aufzuknüpfen. Nun plätscht der ganze Fang in die Fächer, die auf dem Vorderdeck aus Brettern aufgebaut sind, um beim Schlingern des Schiffes das Hinunterrutschen der Fische zu verhindern. Man könnte meinen, daß die Fische, deren große Lebensfähigkeit ja bekannt ist, heftig hin und her springen würden. Aber sie sind durch den großen gegenseitigen Druck im Netzbeutel meist schon getötet, wenn sie an Bord kommen und nur hier und da schlägt noch einer matt mit dem Schwanz. Infolge der außerordentlichen Wasserdruckverminderung beim Herausholen ist bei diesen Tieren der Magen und die Schwimmblase aus dem Maule herausgetrieben worden.

Die ausgeschüttete Beute wird nun sogleich verarbeitet; alle Fische werden aufgeschnitten und die Eingeweide mit großer Sorgfalt entfernt. Die Leber wird zur Trangewinnung aufgehoben, während das andere gleich über Bord geworfen wird und den zahllosen Möven zur Nahrung dient, die sich mit gierigen Schreien darauf stürzen. Wenn das Ausschachten beendet ist, wird Seewasser an Bord gepumpt, um die Fische peinlich sauber zu waschen. Die letzten Reste der Eingeweide und des Blutes müssen weggespült werden, um die Haltbarkeit der Beute nicht zu beeinträchtigen. Nach den einzelnen Arten sortiert werden die Fische dann in den Fischraum auf Eis gebracht, wo sie sich bei vorausgegangener guter Behandlung ausgezeichnet halten und nach 2 bis 3 Wochen genau so gut schmecken, wie am ersten Tag.

Der Bau des Atomkerns. Der Bau der Atome, der der Physik so lange rätselhaft war, ist in neuester Zeit immer mehr aufgeklärt worden, bis es schließlich auch gelungen ist, eine Vorstellung von den Atomkernen zu erhalten. Früher hielt man jedes Atom für den kleinsten Teil der Materie, also unteilbar. Es hat sich aber gezeigt, daß jedes Atom ein außerordentlich kompliziertes Gebilde darstellt, das aus vielen Bausteinen zusammengesetzt ist. Jedes Atom besteht aus einem materiellen Kern von sehr kleinem Durchmesser, um den eine mehr oder weniger große Anzahl von Elektronen, d. h. kleinsten Teilchen der Elektrizität, kreisen, ebenso wie die Planeten um die Sonne. Die Physik dieser Elektronenwolken, die den Atomkern umhüllen, ist in den letzten Jahren sehr weitgehend aufgeklärt worden. Ueber den Bau der Atomkerne, die die materielle Masse des Atoms in sich tragen, ist es aber erst jetzt gelungen, Genaueres zu ermitteln, und zwar durch die neuesten Versuche des großen englischen Physikers Rutherford. Rutherford brachte es fertig, den Atomkern auf eine besondere Art zu zertrümmern und die bei der Zertrümmerung ausgeschleuderten Atombestandteile zu messen. Er benutzte zur Zertrümmerung die sogenannten Alphastrahlen vom Radium C. Diese Alphastrahlung besteht aus einem Geschosshagel aller kleinster Teilchen, die mit großer Wucht aus den radioaktiven Elementen herausgeschleudert werden. Da die Alphateilchen so klein sind, wie die Durchmesser der Atomkerne, so kann man mit ihrer Hilfe die Zertrümmerung eines Atomkerns herbeiführen. Rutherford beobachtete die erste Zertrümmerung von Atomkernen beim Stickstoff. Neuerdings hat er in ähnlicher Weise wie Stickstoff auch Bor, Fluor, Natrium, Aluminium und Phosphor unter dem Bombardement von Alphastrahlen zerlegt. Die wichtigste Neuentdeckung ist nun, daß der Energiegehalt der aus diesen Elementen herausgeschleuderten Teilchen größer ist als der Energiegehalt der stoßenden Alphateilchen, und daß die ausgeschleuderten Teilchen nach allen Seiten hin ausstrahlen. Daraus läßt sich schließen, daß die Energie der aus Atomen herausgeschleuderten Teilchen zum großen Teil aus der inneren Atomenergie stammt, die im Atomkern eines jeden Elementes aufgespeichert ist. Es ergibt sich des Weiteren aus diesen Versuchen, daß jeder Kern aus Wasserstoff-Atomkernen aufgebaut ist.

Gesundheitspflege

Ueberempfindlichkeitskrankheiten. Daß es Menschen gibt, die an einer Ueberempfindlichkeit gegenüber gewissen Reizen leiden, hat man oft beobachtet. Daß aber diese Ueberempfindlichkeit die Grundlage für verschiedene Krankheitsbilder darstellt, ist erst in allerjüngster Zeit erkannt worden. Die Erforschung der Ueberempfindlichkeit steht noch in den Anfängen, erschließt aber ein ganz neues Gebiet der Heilwissenschaft, über dessen Bedeutung W. Storm van Leeuwen in den „Naturwissenschaften“ berichtet. Das Leiden, das man zuerst als eine Ueberempfindlichkeitskrankheit erkannte, war das Heufieber, das in einer ungewöhnlich starken Beeinflussung durch Blütenpollen besteht. Nun fand man aber, daß etwas Ähnliches auch bei anderen Krankheiten eine Rolle spielte. Der Arzt de Besehe, der selbst Asthmatiker war, bemerkte 1909, daß er immer Anfälle bekam, wenn er sich in der Nähe eines Pferdestalles aufhielt. Nach einer Einspritzung von Pferdeserum unter der Haut traten heftige Asthma-Anfälle bei ihm auf, dann war er aber einige Monate weniger empfindlich als früher. Andere Forscher wiesen nun nach, daß auch Asthma eine Ueberempfindlichkeitskrankheit ist. Nicht nur die Einatmung von Ausdünstungen vieler Tiere, sondern auch der Genuß bestimmter Nahrungsmittel, wie von Milch, Eiern usw., riefen bei dazu veranlagten Personen Asthma-Erscheinungen hervor. Ebenso wurde der Zusammenhang gewisser Hautkrankheiten mit Ueberempfindlichkeitserscheinungen aufgedeckt. Ganz gewöhnliche Stoffe, wie Milch, Eier, Butter, Schweinefleisch, Spinat usw. riefen bei dazu disponierten Personen Hautkrankheiten hervor. Das gleiche gilt bei anderen Krankheiten, wie Migräne und sogar Epilepsie.

Wenn man einem Tier, z. B. einem Meerschweinchen, eine kleine Menge Eiweiß einspritzt und nach 14 Tagen dasselbe Eiweiß noch einmal, dann treten heftige Ueberempfindlichkeitserscheinungen auf, da das Tier durch die erste Einspritzung eine Disposition dafür bekommen hat. Da die Ueberempfindlichkeit aber in etwa 70 Proz. aller Fälle vererbt ist, so muß wohl eine erbliche Disposition angenommen werden. Die meisten Personen, die an Ueberempfindlichkeit leiden, werden durch mehrere Substanzen beeinflusst. So zeigte z. B. ein Kind von 3 Jahren eine deutliche Ueberempfindlichkeit gegen Eiweiß; dasselbe Kind ist aber auch gegen Eiweiß, gegen Milch, Butter und andere Substanzen überempfindlich. Die Heilung dieser Krankheiten erfolgt am einfachsten dadurch, daß man die Patienten von den Stoffen fernhält, die die Erscheinungen bei ihnen hervorrufen. Bei einer Ueberempfindlichkeit gegen Eier oder Milch, gegen viele Nahrungsmittel oder gegen Tierhaare ist aber die Vermeidung oder Entfernung des auslösenden Stoffes oft unmöglich. Man führt daher die Heilung mit Einspritzungen von kleinen Mengen des betreffenden Stoffes oder einer anderen Substanz durch. Man hat nun herausgefunden, daß die Einspritzung des betreffenden Stoffes gefährlicher ist und stärkere Reaktionen hervorruft; man verwendet daher hauptsächlich einen Ersatz, und zwar ist das Tuberkulin besonders geeignet. Die Erkenntnis, das eine ganze Anzahl Krankheiten auf Ueberempfindlichkeit zurückzuführen ist und daß man diese Krankheiten durch Einspritzung verschiedener Substanzen lindern kann, ist von großer Wichtigkeit.

Der nützliche Marienkäfer. Ein beliebtes kleines Insekt ist der Marienkäfer. Meist ist er zweifarbig, wobei die eine Farbe als Grundfärbung, die andere in Punkten, Flecken oder Zeichnungen erscheint. Der nach den sieben dunklen Punkten, die seine roten Flügeldecken schmücken, Siebenpunkt genannte Käfer gehört zur Gruppe der Blattläusläufer, die sich durch Vertilgen der schädlichen Blattläuse nützlich erweisen. Weil sich die Käfer sowohl wie ihre Larven ausschließlich von solchen nähren, fällt der Nutzen, den sie stiften, um so mehr ins Gewicht. Den großartigen Nutzen der winzigen Tierchen im Freien erkennend, versucht man, sie zahlreich in die Warmhäuser der Gärtnereien, in deren feuchtwarmer Luft sich die Blattläuse ungeheuerlich mehren, einzuführen. Auch zur Beseitigung der Läuse auf den Blättern der Rosen und Blattpflanzen in Zimmern sind sie das Beste und zugleich für die Gewächse unschädlichste Mittel. Zu diesem Zweck fängt man auf einem Spaziergang einige dieser Käfer ein, trägt sie in einer durchlöcherichten, Luft zulassenden Schachtel heim und setzt sie auf die zu reinigenden Gewächse aus. Für die fleißigste Arbeit vergesse man nicht als geringen Dank, ihnen die Freiheit wiederzugeben, wofür das Dessinen eines Fensters genügt; sie spüren den frischen Luftstrom und lassen sich bald von ihm entführen.

Pflanzen als Hilfen für den Bergbau. Schon lange hat man beobachtet, daß bestimmte Bodenarten auf das Vorhandensein von Erzen öfters durch gewisse Pflanzen gekennzeichnet werden. Der Strauch *Amorpha canescens*, eine Leguminose, von dem eine Verwandte auch bei uns als Parkpflanze gezüchtet wird, dient in Michigan und Wisconsin in Nordamerika als Leitpflanze für das Vorkommen von Bleiglanz. In Missouri sind Verwandte des Bistums als Bleipflanzen bekannt. Buchen haben schon oft zur Entdeckung von Kalklagern Anlaß gegeben. In Spanien ist eine Windenart als Anzeiger von Phosphoritlagern geschätzt. In Montana sind sogar Silberlager durch Vermittlung der Pflanze *Erigonum ovalifolium* festgestellt worden. In Oberkassien, Westfalen und Belgien deutet das sogenannte Galmei-Weilchen auf Lager von Zink. Bei Siegen in Westfalen ist ein Eisenerzlager auf lange Strecken dadurch kennlich, daß der Boden mit Birken bestanden ist, während die ganze Umgebung nur Eichen und Buchen trägt.

Der neue Atlas.



Der Bürger: „Großartig, was der Breitbart alles tragen muß. Mehr kann keiner mehr.“
Der Arbeiter: „Was der Arbeiter an Last und Not auf sich nehmen muß, ist viel schwerer. Er trägt eine ganze Welt auf seinen Schultern.“